Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 48 (1907)

Artikel: Der Segen unserer lieben Frau : Legende
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007943

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu sein. Mili aber wollte vom Wirten nichts wissen, wohnte in der obern Stube bei seinem Gottli und war die besorgteste Kindsmagd. Nach einiger Zeit kam ein anderer Wirt in's Dorf, dieser machte die alten Kunden abwendig und es ging, wie es in tausend Fällen zu gehen pflegt, Franz geriet in Schulden — zuletzt sah er sich genötigt, das Vermögen seines eigenen Kindes einzusetzen. Immer tiefer geriet er in die Schulden hinein. Er kam einem Juden in die Hände, da tauchte im Herzen des unglücklichen Mannes der Gedanke an Amerika wieder auf und eines Morgens — war Franz verschwunden.

* *
*

An einem schönen Herbsttage ging eine Frau mit einem kleinen Mädchen, dem Heimen in der Bachmatt zu. Der Weg führte am Friedhof vorbei, da standen die Beiden an einem Grabe stille und andächtig tauchte die Frau mit dem Buchszweiglein in's Weihwasserkesseli. „Da unne lyt ds Muetterli", sagte die Frau, — unser Mili aus der Bachmatt. Das Kind schaute die Gotte mit großen Augen an, dann faltete es die kleinen Händchen und betete andächtig das Vater unser und den englischen Gruß, jetzt noch ein Vater unser für den Vater in der Fremde.

„Gottlob", sagte Mili, als es eine halbe Stunde später in die wohlbekannten Räume einzog. Auch dem Gottli gefiel es ganz gut in der Bachmatt, wo es in Feld und Wald herumspringen konnte, und zum Friedhof war es auch nicht weit, um hie und da am Grabe beten zu können, wo seine Mutter ruhte.

Zu Ostern war das Mädchen sieben Jahre alt geworden und mußte nun die Schule besuchen. Mili erlebte die Freude, daß das Gottli fleißig lernte und eines unter den Ersten in der Klasse war.

Eines Tages kam der Gemeindepräsident in die Bachmatt und Mili erschrack nicht wenig, als der ungewohnte Besuch in die Stube trat. „Ich habe eine Neuigkeit und Bericht vom Schwager," sagte er nach einigen einleitenden Worten. „Er hat aber nicht selber geschrieben", fuhr der Präsident fort, „es ist ein Schreiben da von einem Spitalpfarrer." — Jetzt wußte Mili genug. — „Franz ist gestorben!" rief es voll Aufregung. „So ist es" sagte der Angeredete, „aber ich will euch den Brief vorlesen, er ist an den Gemeinderat gerichtet.

Vor einigen Jahren lebte in Amerika ein Farmer, ein Schweizer. Durch Spekulation und günstigen Verkauf seines Landes erwarb er sich ein nicht unbedeutendes Vermögen und wollte mit demselben nach Europa zurückkehren. Auf der Reise erkankte der Mann an einer Lungenentzündung und starb im hiesigen Spital. Der Sterbende beauftragte mich, nach der Schweiz an die dortige Heimatgemeinde zu schreiben, wo er wahrscheinlich noch eine Tochter und Anverwandte besitze. Ich bin ersucht, dort Anzeige zu machen und die Vermögensverhältnisse zu ordnen. Das Geld ist einer Bank in X angelegt."

Das war die unerwartete, aber inhaltsschwere Mitteilung. — — „Nun sind die Beiden vereint" sagte Mili, „vereint auf ewig! Für das Kind ist nun gesorgt — und auch für mich. Der liebe Gott lenkt und leitet Alles zum Besten. Er ist für Alle voll Liebe besorgt — auch für das schwache Geschlecht!"

Der Segen unserer lieben Frau.

Legende.

Der Vater lag im Sterben. —

Agatha, die junge Mutter, kniete am Lager des Gatten. Ihre bebende Hand hielt die Rechte des Sterbenden umschlossen, ihr Antlitz war in die Kissen gesunken.

Ein Sonnenstrahl fiel in die Kammer. Er brach sich in den runden Scheiben und zeichnete grüne und gelbe Kringel auf das Krüglein und die Gläser, die auf der Truhe standen und ins blonde Gelock eines Knaben, der nebenan am Boden spielte.

Drüben in der dunklen Ecke der Kammer brannte unter einem holzgeschnitzten Bilde unserer lb. Frau ein Lämpchen. Der flackernde Lichtschein huschte über das goldgesäumte Kleid der Himmelskönigin und warf einen verklärenden Schimmer über ihr Antlitz.

Langsam gingen die brechenden Blicke des Sterbenden hinüber und herüber, — dem Lichte nach, — von dem sonnenbeschienen Lockenköpfchen seines Knaben zum Bilde der Gottesmutter.

Als er sein Weib in dies Heim geführt, — am ersten Tage, — da waren sie mitsammen dort niedergekniet und seither jeden Abend.

Ein stilles Leuchten glühte noch einmal im Auge des Sterbenden. Er entzog seine Hand der Gattin und legte sie wie segnend auf ihr Haupt.

„Du wirst nicht arm sein, wenn ich gehe. Ich lasse Dir und dem Kinde den Segen unserer lieben Frau."

*
* *

Der Abendwind ließ die Erntefelder vor der Stadtmauer in leisem Flüstern auf- und niederwogen. In einem Gärtchen am Graben saß regungslos, als ob sie schliefe, auf der Bank unterm Holdergebüsch eine alternde Frau. Mitleidig ruhten die Strahlen der sinkenden Sonne auf der blassen, gebrechlichen Gestalt. Ihre Augen schienen unverwandt nach den Bergen im Süden gerichtet.

Dorthin und hinüber war ein Trüpplein Eidgenossen in die Lombardei hinab zu Feld gezogen, dorthin und hinüber — und ihr Uli war mit dabei! —

„Es beginnt kühl zu werden, soll ich euch heimbegleiten, Frau Agatha," rief vom Gartenpförtchen Elsbeth, des Schmiedmeisterstochter, und ohne die Antwort abzuwarten, trat sie raschen Schrittes näher. Das Antlitz der Angeredeten hellte sich auf. Sie erhob sich und bot dem Mädchen den Arm.

Mit Elsbeth kam immer der Frohsinn in Frau Agathas Kammer. Ihr helles Lachen und ihr übermütiges Geplauder scheuchten Sorge und Kummer weg. Das Mutterherz aber fand bei ihr noch etwas anderes. Mit Elsbeth konnte sie von Uli plaudern, — stundenlang — es wurde dem Mädchen nie zu viel. —

Wie nun die beiden dem Graben entlang zum Stadttor schritten, lag gerade vor ihnen über den wogenden Erntefeldern im Lichte der untergehenden Sonne die strahlende Alpenkette. Sie gingen schweigend neben einander. Dort drüben lag das Welschland, fern dort drüben. —

Auf einmal blieb Frau Agatha stehen, als wollte sie schwer und mühsam Atem schöpfen: „Elsbeth, mir ist so weh ums Herz. — Sage es niemanden. — Mir hat um Mitternacht eine Hand ans Fenster geklopft, zweimal nacheinander und dann ist plötzlich das Licht vor unserer lieben Frauen Bild erloschen. — Elsbeth, wie mag es Uli gehen?" —

*
* *

In ein enges Gemach des Rathausturmes drang ein fahler Mondstrahl und warf den Schatten des Gitters an die rohgetünchte Wand. Ein junger Mann stierte in die kalten Lichtflächen und Schattenstäbe an der Mauer.

Draußen ging der Nachtwind durch die Lindenbäume. Das Rauschen der Zweige füllte die enge Zelle. Dem Manne drinnen brausten sie wie die Wasser der Reuß in der Schöllenenschlucht und sein Auge sah statt der Mauern die Felsenwände, die himmelhoch dort ob dem Wanderer stehen.

Dort war es geschehen! — Die Brust voll bitterem Unmut zog ein geschlagenes Häuflein Eidgenossen heim über den Gotthard. Geschlagen! — und das Fähnlein zerfetzt! — und doch jubelte etwas in des jungen Mannes Herz. Sie stiegen von den Bergen zu Tal; ihn g üßte von ferne lieb Mütterleins Auge.

Dort war es geschehen! — Weil einmal im ennetbergischen Feldlager das Heimweh den Burschen zum Weinen gebracht, den Burschen mit der braven, ehrlich empfangenen Narbe auf der Stirne, die mehr als einem Welschen das Leben gekostet, weil einmal der Gedanke an die ferne Heimat ihn übermannt, hatten rohe Kriegskameraden ihn heimgehen geheißen „unter der Mutter Schürze."

Einer war es vor allen, ein gedrungener Bursche mit krausem schwarzem Haar und stechendem Blick, der ihm seither keine Ruhe gelassen. Oft wenn er voranschritt auf dem Marsche, ertönte hinter ihm ein hämisches Lachen der Kriegskameraden und wandte sein Blick sich zurück, so stand der kleine Schwarze mitten unter ihnen.

Dort war es, in der Schöllenenschlucht, als gerade der hart neben ihn trat: „Frohgemut? Kamerade!" zischte er ihm ins Ohr, „ich glaub es wohl, in zwei Tagen kann der tapfere Eidgenosse wieder friedlich an schön Elsbeths Gängelband marschieren." Und dabei sprühte ein Blick aus des Spötters Auge, ein Blick, den er in seinem Leben nicht vergessen wird. — Wie ein Blitzschlag hat er ihn durchzuckt vom Scheitel bis zur Sohle. — Hart am Wegrand klaffte der Abgrund. — Er faßte den Gesellen mit eisernen Griffen und schleuderte ihn hinab; — ein geller Schrei, Geröll und Steine stürzen nach, — die Wasser rauschen — — —

Die Wasser rauschen noch immer. Dem Paßweg entlang haben sie seine Verzweiflung hinuntergetragen in ihrem schäumenden Sturze durch

das Felsbett, hinunter bis zum blauen See bei Flüelen und der See war nicht tief genug, sie zu fassen.

Gefesselt war er ganz zuletzt dem Zuge der Kriegskameraden nachgeschritten, durchs Land hinunter, durchs heimatliche Tor. Er hatte von seiner Vaterstadt nur den Boden gesehen, denn nicht einen Blick wagte er zu erheben, ehe die Mauern der engen Turmzelle ihn umschlossen.

Heute hat der Rat das Urteil gefällt. — Morgen geht es zum Tode.

Die Wasser rauschen noch immer. Er hört sie genau, er hört den gellen Aufschrei, hört die Steine nachstürzen, alle, einen um den andern — ihm aufs Herz.

An sich selber sinnt er nicht, aber der Gedanke an die Mutter zerreißt ihn. Mitten im Rauschen der Wasser hört er ihre Stimme, hört, wie sie für ihn betet. Manchmal ist es ihm auch, als vernehme er von fern ein verhaltenes Weinen. Elsbeth! —

Seit jener Unglücksstunde kam kein Wort mehr von seinen Lippen. Er schwieg vor dem Pannerherr, schwieg vor dem Rate, als er über ihn zu Gericht saß, er schwieg, als der Geistliche in seine Zelle trat. Er wußte niemanden etwas zu sagen.

Er hört die Wasser, sie rauschen noch immer. Wie schwere Steine wälzen sie unaufhörlich die eine dumpfe Frage daher: „Wie konnte das alles geschehen, da du doch eine brave Mutter hast. Hört denn der Herrgott auf Vatersegen nicht mehr und nicht auf einer Mutter frommes Gebet.“ — Darum schwieg er auch heute am letzten Abend noch, als der Geistliche zu ihm in die Zelle trat. —

*
* *

Vom Turme hallte der Glockenschlag. — Er kündete Mitternacht. — — Das Städtchen schlief.

Nur Elbeths Stübchen floh der Friede. Sie stand am offenen Fenster und schaute in die Nacht. Ihr junges Herz haderte mit Gottes Fügung, die es geschehen ließ, daß ein unseliger Augenblick all ihr erträumtes Glück in Scherben geschlagen.

*
* *

In die Grundpfeiler der Stadtkirche ist eine unterirdische Kapelle hineingebaut. Auf steinernen Stufen steigt man hinab. Wenn die Pforten des Gotteshauses längst geschlossen, finden sich unten noch einsame Beter.

Dort liegt Frau Agatha auf den Knieen vor dem Altare unserer lieben Frau.

Frau Agatha weint nicht. Sie schaut unverwandt zum Angesichte der Gottesmutter empor. — Sie hört den Stundenschlag um Mitternacht, sie weiß, daß er dem Tage ruft, der ihren Sohn auf den Richtplatz führt, — sie weint nicht, sie zweifelt nicht, sie glaubt bei jedem Lichtstrahl den das Lämplein im Chore auf das Antlitz des Marienbildes wirft, die Gewährung ihrer Bitte in den milden, barmherzigen Zügen zu lesen.

„Du wirst nicht arm sein, wenn ich gehe, ich lasse Dir den Segen unserer lieben Frau! — diese Worte des sterbenden Gatten hört sie immer wieder, sie sind wie fest geankert im tiefsten Grunde ihres gequälten, zu Tode geängstigten Herzens.

Die Turmuhr hat zum dritten Glockenschlage angehoben. — Die Stunden zerrinnen wie Sand; — Frau Agatha sieht immer noch gläubigen Herzens das nahende Unheil nicht, sie sieht auch jetzt noch in allem die Prüfung.

Auf einmal erhebt sie sich. Ihr Antlitz strahlt wie ob einem erlösenden Gedanken. Sie tritt die Stufe des Altars hinan.

„Du bist Mutter,“ spricht sie zu der lieben Frauen Bild, „du weißt, wie eine Mutter ihr Kind liebt. Gib mir dein Kind, ich will es in Liebe hüten, und hole mir meines.“

Dann nimmt sie rasch entschlossen, dem Bilde das göttliche Kind vom Arme, bettet es liebend an ihre Brust, und sinkt am Altare zusammen. —

*
* *

Der Mondschein war aus der Gefängniszelle längst gewichen. Die Nacht lag über ihr und über dem Herzen des Verurteilten.

Da füllte auf einmal ein mildes, wunderbares Licht den Raum. Die Türe steht geöffnet. Eine traute Stimme spricht: „Komm mit mir!“

Unsere liebe Frau bringt der Mutter ihr Kind zurück. —

*
* *

Als viele Jahre später die Mönche vom großen St. Bernhard den mutigsten ihrer Brüder ins Grabgewölbe trugen, den tapfersten von allen, den kein Wüten des Unwetters, kein Rauschen des Sturmes je zurückgehalten, bedrohten Wanderern Hülfe zu bringen, da fanden sie auf der Leiche ein Pergamentblatt. Es erzählte die Geschicke eines Mannes, der in's Welschland in den Krieg gezogen, auf dem Heimweg in einem unseligen Augenblicke sein Glück zertrümmert und den um seiner Mutter willen der Segen unserer lieben Frau an Leib und Seele gerettet.